

Luxusfund

Mira konnte auf Anhieb sagen, welche Lippenfarbe Kim Kardashian im letzten Herbst getragen hatte, aber nicht, wie der Bach hinter ihrem Wohnblock hieß. Sie war dreiunddreißig, arbeitete in einer Agentur für Markenauftritte und lebte in einer hellen Wohnung voller schöner Dinge, die sie selten brauchte. Das Sofa war beigefarben, das Handy goldrosa, die Trinkflasche aus Edelstahl und mit einem Spruch beklebt, der Achtsamkeit versprach, während sie im Gehen Mails beantwortete.

Abends sah sie Clips. Kim hier, Kim dort. Ein neues Produkt. Ein neuer Look. Ein neuer Raum, so groß wie ein Museum, aber mit weniger Geschichte. Mira liebte diese Bilder nicht wirklich. Sie liebte das Gefühl, dass irgendwo jemand das Leben im Griff hatte.

Zu Hause war das früher anders gewesen. Der Vater laut, die Mutter müde, alles auf Kante. Mira hatte früh gelernt, dass Schönheit Schutz sein konnte. Wenn schon die Welt nicht sicher war, dann wenigstens die Oberfläche. Gute Haut. Gute Schuhe. Gute Haltung. Wer glänzte, wurde weniger leicht getroffen. Das war ihre heimliche Religion.

An einem Dienstag im Juni fiel in der Agentur die Klimaanlage aus. Die Luft stand. Der Chef fluchte. Ein Kunde wollte eine Kampagne für Privatjets mit „emotionalem Nachhaltigkeitsnarrativ“. Mira sollte einen Slogan finden, der Reichtum nach Zukunft klingen ließ.

Sie starrte auf den Bildschirm.

Freiheit.

Verantwortung.

Green Luxury.

Tomorrow.

Plötzlich klangen die Wörter wie Plastikblumen.

Mittags ging sie hinaus. Vor dem Haus stand ein kleiner improvisierter Stand: zwei Holzkisten, eine Thermoskanne, ein paar Pflanzen. Auf einem Schild stand: Kühle Suppe gegen heiße Stadt. Freiwillige gesucht für Dachgarten, Kleidertausch und Energiegruppe.

Mira wollte vorbeigehen.

Da hielt ihr eine ältere Frau mit Strohhut einen Becher hin.

„Gazpacho. Retterin der Innenstadt.“

„Ich spende nichts“, sagte Mira.

„Dann trinken Sie gratis. Die Gurken sind sowieso da.“

Mira musste lachen. Gegen ihren Willen.

Die Suppe war kalt, scharf, gut. Wirklich gut.

„Was ist das hier?“

„Ein Gegenmodell“, sagte die Frau.

„So kann man auch Werbung nennen.“

„Wir machen keine Werbung“, sagte die Frau. „Wir machen Vorfreude.“

Der Satz blieb an Mira hängen.

Am Samstag ging sie hin. Eher aus Neugier als aus Überzeugung. Sie erwartete Vollkornfrömmigkeit und moralische Blicke. Stattdessen roch der ehemalige Supermarkt, der jetzt „Stadtwerkstatt“ hieß, nach Kaffee, Holz und Erde. Aus einem Lautsprecher kam Soulmusik. Zwei Kinder malten Schilder. Ein Mann in Anzughose schraubte mit einer pensionierten Elektrikerin an einer Lampe. Auf einem Tisch lagen Werkzeug, Stoffreste, Kräuter, Saatgut und Broschüren über Energiegemeinschaften.

Und niemand erklärte ihr, dass sie falsch war.

Eine junge Frau mit dunklen Locken trat zu ihr.

„Bist du neu?“

„Sieht man das so sehr?“

„Nur an den Schuhen“, sagte die Frau und grinste. „Ich bin Aylin.“

„Mira.“

„Schön. Komm. Wir bauen oben ein Schattendach.“

Das Dach war flach, heiß und grau. An einer Seite standen Holzkisten mit Erde, an der anderen ein halbfertiges Gerüst aus Holzlatten. Über der Stadt zitterte die Hitze.

„Das hier war früher tot“, sagte Aylin. „Jetzt soll es ein Ort werden, an dem Leute wieder atmen können.“

Mira half, eher widerwillig. Sie hielt Latten fest, reichte Schrauben, zog Stoffbahnen über das Gerüst. Nach einer Stunde war sie verschwitzt. Nach zwei Stunden dreckig. Nach drei Stunden saß sie mit den anderen auf Bierbänken und aß Nudelsalat aus großen Schüsseln.

Kein Filter. Kein Publikum. Kein Like.

Nur Wind unter einem neuen Schattendach.

In der Woche darauf erwischte sie sich in der Agentur bei einer Frage, die sie früher nie gestellt hätte.

Nicht: Ist das elegant?

Nicht: Ist das verkäuflich?

Sondern: Wofür ist das eigentlich gut?

Der Chef sah sie an, als wäre sein Lieblingsstift plötzlich politisch geworden.

Aylin lud sie zu einem Treffen der Energiegruppe ein. Mira verstand zunächst nur die Hälfte. Zähler, Strom teilen, Dachflächen, Speicher. Es klang unerquicklich unsexy. Dann zeigte ein älterer Mann Fotos von einem Gemeindebau mit neuen Solarpaneelen. Eine Mutter erzählte, dass ihre Stromrechnung gesunken war. Ein Bub sagte, die Paneele sähen aus wie dunkle Flügel.

Alle lachten.

Wieder so ein Moment. Keine Predigt. Ein kleiner Sieg.

Mira kam wieder. Erst unregelmäßig. Dann gern. Sie lernte, wie man Kleidung flickt, Basilikum nicht umbringt und Nachbarn anspricht, ohne gönnerhaft zu wirken. Und sie merkte, dass sie etwas konnte, das dort fehlte: Sie konnte Dinge so zeigen, dass sie Lust machten.

„Du gibst dem Ganzen Stil“, sagte Aylin einmal.

Mira schnaubte. „Stil war bisher eher mein Beitrag zur Zivilisationskrise.“

„Nein“, sagte Aylin. „Stil ist nicht das Problem. Leere ist das Problem.“

Dieser Satz traf sie tiefer als manche Liebeserklärung.

Mira begann, für die Stadtwerkstatt Plakate zu gestalten. Keine

Weltuntergangsappelle. Stattdessen schrieb sie:

Kühler wohnen. Schöner leben.

Tauschen statt kaufen. Besser aussehen.

Gemeinsam Strom teilen. Gemeinsam durch den Sommer kommen.

Weniger Lärm. Mehr Abend.

Die Leute kamen.

Nicht in Massen. Aber mehr als früher.

Eine ältere Dame brachte Stoffreste.

Ein DJ bot Musik für den Tauschabend an.

Ein Installateur erklärte gratis, wie man Energie spart.

Eine Friseurin machte einen Repariertag mit Ponyfransen gegen Spende.

Mira sah zum ersten Mal, dass das Bessere nicht grau sein musste. Es konnte nach Minze riechen, nach Holz, nach Brot und Sommerschweiß. Es konnte Musik haben.

Es konnte schön aussehen. Es konnte Menschen Würde geben, die sonst nur als Zielgruppen behandelt wurden.

Sie kaufte weniger, aber nicht aus Askese. Eher weil ihr Geschmack sich veränderte. Sie wollte plötzlich Dinge, die blieben. Eine gute Leinenhose. Einen reparierten Sessel. Schuhe, die auch einen Regentag aushielten. Sie fuhr mehr Rad. Nicht aus Ideologie, sondern weil sie auf dem Rad wieder etwas spürte: Wind, Beine, Stadt.

Eines Abends stand sie auf dem Dach zwischen Tomatenstauden und Bohnenranken. Unter ihr flimmerte Wien. Über ihr hing eine Lichterkette. Unten spielte jemand Gitarre. Es gab Suppe, Brot und Wein in schlichten Gläsern.

„Komisch“, sagte Mira zu Aylin. „Früher dachte ich, das gute Leben hat viel Marmor.“

„Und jetzt?“

Mira sah auf die Menschen, die redeten, lachten, blieben.

„Jetzt denke ich, es hat eher Schatten, Wasser, Musik und Leute, die da sind, wenn es schwierig wird.“

Aylin hob ihr Glas.

„Willkommen im Luxus.“

Mira lachte.

Es war nicht so, dass sie plötzlich makellos wurde. Sie mochte immer noch schöne Dinge. Sie ärgerte sich, wenn ihre Haare nicht saßen. Manchmal kaufte sie Unsinn. Aber etwas hatte sich verschoben.

Aus der Sehnsucht nach Glanz war eine Sehnsucht nach Wirksamkeit geworden.

Aus der Sucht nach Oberfläche ein Blick für Zusammenhänge.

Ein Jahr später stand Mira wieder vor ihrer alten Agentur. Diesmal hinter einem Stand. Ein heller Pavillon, Tomatenpflanzen, Kräuterwasser in Glasflaschen. Auf einem Schild stand:

Schöner leben mit weniger Lärm, weniger Rechnung, mehr Wir.

Eine junge Frau in teurem Trainingsanzug trat an den Tisch. Perfekte Nägel.

Perfektes Gesicht. Erschöpfter Blick.

„Was ist das?“, fragte sie.

Mira reichte ihr einen Becher mit kalter Gurkensuppe.

„Ein Gegenmodell“, sagte sie.

Die Frau lachte überrascht.

Für einen kurzen Augenblick sah Mira sich selbst von früher in diesem Gesicht.

Nicht als Feindbild. Eher als jemanden, der einmal geglaubt hatte, Glanz sei Schutz.

„Wir machen hier keine Verbote“, sagte Mira. „Wir machen Vorfreude.“

Die Frau trank. Schaute auf die Pflanzen, auf die Musik, auf die Menschen. Auf etwas, das nicht geschneigelt groß tat und trotzdem strahlte.

„Vorfreude worauf?“, fragte sie.

Mira deutete auf den Platz, das Dach, die Leute, die Stadt.

„Darauf“, sagte sie, „dass das gute Leben nicht nur denen gehört, die es sich teuer einrichten. Sondern uns allen.“

Die Frau nickte langsam. Nicht überzeugt. Aber berührt.

Und Mira wusste plötzlich sehr genau, was ihre Arbeit geworden war.

Nicht Menschen zu beschämen.

Nicht sie zu belehren.

Nicht ihnen ihren falschen Hunger vorzuwerfen.

Sondern ihnen etwas hinzustellen, das schöner, wärmer, stärker und wahrer war als die alte Verführung.

Etwas mit Auftrieb.